

mehr um ein Privileg oder (anders ausgedrückt) um eine besondere Gabe zum Dienst an der Erlösung der gesamten Menschheit. Wenn die universale Erlösungsbedürftigkeit nur an die persönliche Sünde gebunden wird, so stellt sich außerdem die Frage nach der Güte der Schöpfung und der Güte Gottes: wenn der Mensch aufgrund seines Menschseins unausweichlich sündigt, so fällt der Grund für diese »Fehlkonstruktion« auf Gott zurück. In der Tat führt Villalmonde die Erlösungsbedürftigkeit auf das Geschöpfsein zurück (S. 151: »La impotencia soteriológica ... radica en *ser creatural*, finito visto en su referencia al Infinito, a cuya participación ha sido llamado gratuitamente«). Die Anklage gegen Augustinus führt darum zurück zum Manichäismus, den der *doctor gratiae* überwinden konnte durch den Blick auf die Heilsgeschichte, die vom paradiesischen Urstand und vom Sündenfall aus zuläuft auf die Erlösung durch Jesus Christus, den neuen Adam, dem Maria als neue Eva zur Seite steht.

Neben den theologischen Mängeln »glänzt« das rezensierte Werk auch durch eine Fülle von formalen Unzulänglichkeiten. Karl Rahner, der zweimal kurz erwähnt wird, erscheint etwa im Personenverzeichnis als »Rahner, J.« (S. 378). Die meist genannte Persönlichkeit im Namenverzeichnis ist (vor Augustinus und Villalmonde) übrigens »Adam« (S. 375), obwohl der spanische Kapuziner die geschichtliche Existenz der Stammeltern energisch in Abrede stellt. Das besprochene Werk hat wohl ein wichtiges Verdienst: der Versuch, ein »Christentum ohne Erbsünde« zu erstellen, führt zu einem derartigen Fiasko, daß aus den Trümmern des Absturzes die »adamitische Theologie« der biblischen und kirchlichen Überlieferung als strahlender Sieger emporsteigt.

*Manfred Hauke, Lugano*

*Garuti, Adriano O.F.M.: Saggi di Ecumenismo, Edizioni Antonianum, Rom 2003, 177 S., ISBN 88-7257-055-7, 17,50 Euro.*

Wie Vf. im Vorwort bemerkt, gelten als Haupthindernisse im kath.-orth. Dialog der Primat und der Uniatismus, wobei letzterer oft als Vorwand herhalten muss, die Fragen nicht energisch anzugehen. Das vorgelegte Werk bietet vier Einzelartikel zu ökumenischen Fragen.

Vom »Uniatismus als ökumenisches Problem« (L'Uniatismo come problema ecumenico), S. 15-118, handelt der erste Beitrag. Gegen den Uniatismus, eine oft abschätzig gebrauchte Titulierung, wird orthodoxerseits eingewandt, er sei überflüssig, weil nicht heilsnotwendig, Zeichen ungeklärter

Identität, nicht mehr Modell der Einheit; die Unierten sollten sich entweder ganz der lateinischen Kirche einverleiben oder der Orthodoxie. Ursprung und Entwicklung des Uniatismus werden zunächst in einem gedrängten und interessanten geschichtlichen Durchblick aufgezeigt: Nach dem Schisma von 1054 wurde die Trennung verschärft durch den wachsenden westlichen Zentralismus seit der Gregorianischen Reform (Investiturstreit), dann durch die Gewalttätigkeiten während der Kreuzzüge (lat. Patriarchat in Konstantinopel, Einsetzung lat. Patriarchen in Antiochien und Jerusalem); andererseits förderten die Konzilien von Lyon und Florenz und die Anerkennung der Möglichkeit, dass Angehörige verschiedener Riten einem einzigen Bischof unterstehen, die Chancen der Wiedervereinigung. Doch die heftige Ablehnung der auf Florenz mehr aus politischen als aus theologischen Motiven erreichten Einigung kann eher als 1054 als Vollzug des Schismas betrachtet werden, gerade wegen der breiten, bewussten und energischen Verwerfung der Einigung. Ebenso verschärfte der Westen die Spannung: Während bisher auch im Westen ein Bischof des orientalischen Ritus Jurisdiktion besitzen konnte, hob dies Pius IV. 1564 auf. Die Einstellung von Florenz wurde aufgegeben: In Rom wurde ein Kolleg zur Heranbildung unierter Kleriker gegründet. Alle nicht mit Rom Verbundenen (ob Heiden oder Orthodoxe) wurden gleichgestellt.

Diese verschiedenen Tendenzen führten zur Union von Brest (1596); dieser Uniatismus in der Ukraine führte zu Unionen bei Rumänen, Ruthenen, Melkiten, Armeniern und Syrern. Die Zeit der Latinisierung bzw. der Abwehr dauerte bis Leo XIII., der in einer Enzyklika zum ersten Mal die Gültigkeit der orthodoxen Sakramente, die reiche Vielfalt in der Einheit, die Privilegien der Patriarchen und die liturgischen Riten anerkannte. Am Ziel: eine Herde und ein Hirte, wurde aber klar festgehalten, ebenso von den folgenden Päpsten. Der Unionismus löste den nach Trient praktizierten Uniatismus ab.

Die Beziehung über »offizielle Kontakte« wurde durch das Zweite Vatikanum mit einer geänderten Ekklesiologie abgelöst: Einmal kam man den Orthodoxen einen Schritt in der Anerkennung ihrer Traditionen entgegen, zum anderen erkannte das Konzil den katholischen Orientalen die gleiche Würde wie der lateinischen Kirche zu. In den folgenden, seit 1980 häufigeren Dialogtreffen zwischen Orthodoxen und Katholiken erwies sich die Existenz der unierten Kirche als wesentlicher Streitpunkt; die Orthodoxen warfen den Katholiken Proselytismus und soteriologischen Exklusivismus vor und betonten ihre Gleichberechtigung als Schwesterkirche; nach dem Niedergang des Kom-

munismus beanspruchten die gewaltsam der Orthodoxie einverlebten Unierten ihre Unabhängigkeit und ihr früheres Eigentum. Die Katholiken betonten das Recht auf pastorale Betreuung ihrer Gläubigen, die nicht mit Proselytismus verwechselt werden darf. Das Dokument von Balamand erkannte die Teilnahme der Unierten am »Dialog der Liebe« an. Das Treffen von Baltimore (2000) stellte das Fehlen jeglicher Übereinkunft bezüglich der Unierten fest und brachte deshalb kein Dokument heraus.

Nach dem geschichtlichen Rückblick werden *considerazioni storico-dottrinali* angestellt. Das Florentinum, so der Vorwurf der Orthodoxen, hob den Primat, den Vorrang des lateinischen Ritus und die *reductio Graecorum* hervor, eine Entwicklung, die dann z. Zt. des Tridentinums ihren Höhepunkt erreichte. Die »Gegenreformation« habe im Osten die durch die Reformation erlittenen Verluste wettzumachen versucht. Die unierten Kirchen seien künstliche Gebilde. Demgegenüber wird festgestellt, dass »Uniatismus« verschieden gebraucht wird und einer begrifflichen Klärung bedarf. Die Union von Brest ist keiner vatikanischen Politik zur Spaltung der Orthodoxie entsprungen, sondern war eine freilich nur von der Minderheit gezogene, bei den Gedanken des Florentinum anknüpfende Konsequenz, um auf sichtbarer Ebene die Einheit mit den Gliedern des Leibes, der Kirche, und mit dem Haupt zu erreichen. Hinter dem Unionsstreben stand kein missionarischer Proselytismus, auch nicht die Absicht des Bruches (mit der Orthodoxie und ihrer Tradition), sondern die, als Vorhut der Einheit zu dienen; Rom selbst ist anfänglich dem Unionsbegehren mit einigen Vorbehalten begegnet. »Die Union von Brest und mit ihr die ganze Unionsbegegnung war das verspätete Resultat eines Unionsversuches, ehrlich gemeint, aber schlecht gelungen, begonnen auf dem Florentinum, auf dem Lateiner und Griechen noch eine Weise von Koexistenz zu erreichen hofften« (S. 68). Der Heilsexklusivismus der katholischen Kirche und später auch der Orthodoxie in der nachtrienter Zeit sprach allerdings gegen die Tradition der Schwester-Kirchen und förderte die Rückkehr-Ekklesiologie. Dieser Exklusivismus wurde erst klar nach dem Zweiten Vatikanum überwunden (ansatzweise schon unter Leo XIII.) und damit (so das Dokument von Balamand) auch der Proselytismus und die Rückkehrkeklesiologie. Jedoch gibt Vf. dagegen den unscharfen Gebrauch von »Proselytismus« zu bedenken: Die evangeliumsgemäße Mission dürfe nicht mit dieser Bezeichnung angeprangert werden und, auch wenn faktisch und konkret die orthodoxe Kirche das Heil vermittelt, könne das Bemühen, zur Einheit zu führen, nicht als Proselytismus beiseite geschoben werden. Schließlich ist die Einheit

mit der Universalen Kirche nicht ohne die Einheit mit dem Nachfolger Petri möglich, die bei den Unierten erreicht ist. Es gibt nach wie vor Glaubensdifferenzen (die Feststellungen der westlichen ökumenischen Konzilien, Kathedralentscheidungen der Päpste). Im Übrigen sei »Proselytismus« durchaus nicht nur von den Katholiken betrieben worden.

Im dritten Kapitel: »Implicazioni ecumeniche« erörtert Vf. einzelne Fragen im Hinblick auf die Unierten. Nach dem Zweiten Vatikanum spricht man von einer »ekklesiologischen Inkonsistenz« (*inconsistenza ecclesiologica*) der Orientalischen Katholischen Kirchen. Man sieht für sie drei Zukunftsperspektiven. 1.) Rückkehr in den Schoß der Orthodoxen Mutterkirche. 2.) Den Prozess der Latinisierung bewusst vorantreiben, bis man darin allmählich aufgeht. 3.) Wie bisher in der unierten Verlegenheit weitermachen. Vorschlag 1 vernachlässigt das Problem der sichtbaren Einheit der Kirche mit dem Nachfolger Petri und die Aufgabe der Unierten, eine Brückenfunktion zwischen Ost und West zu übernehmen und läuft, da katholische nicht-lateinische Kirchen nicht mehr existieren würden, Gefahr, das Katholische auf das Römische zu reduzieren. Die Unierten sind ein Stachel im Fleisch der Orthodoxen, indem sie auf die noch herzustellende sichtbare Einheit verweisen. Vorschlag 2 würde genau den Vorwurf der Orthodoxen gegen die Katholiken bestätigen, die Unierten zu unterdrücken; diese sollen gerade das östliche Erbe innerhalb der *ecclesia catholica* wahren. Vorschlag 3 scheint durch das Dokument von Balamand ausgeschlossen zu sein. Allerdings ist es verwunderlich, dass eine gemischt besetzte Kommission, die doch Seriosität beanspruchen will, die Fehlinterpretation von OE (Nr. 30) nicht bemerkt hat, wonach die katholischen Ostkirchen nur ein Provisorium wären: Die angestrebte Einigung mit der Orthodoxen Kirche würde jene nicht zu Orthodoxen machen, eher umgekehrt! Der Vorschlag von Mons. Elias Zoghby, eine doppelte Zugehörigkeit (katholisch-orthodox) anzustreben, wird ausführlich diskutiert, aber als ungenügend abgelehnt: Die Differenzen lassen sich nicht so überspielen. Andere Themen sind die Konzilien und Dogmen im Westen nach 1054. Der Vorschlag einer doppelten Zugehörigkeit stellte das Existenzrecht Unierner völlig in Frage, es gäbe dann keine einzige sichtbare Kirche mehr. So halten die katholischen Ostkirchen im Bewusstsein, dass noch eine wesentliche Lücke zwischen Katholiken und Orthodoxen besteht.

Der zweite Abschnitt handelt vom »Ursprung und Wesen der Patriarchate« (dogmengeschichtlich und kanonistisch). Zwar gab es gewisse Vor-

läufer für »Oberbischöfe«, etwa in der Gestalt des Titus, oder der sedes apostolicae, doch lehnt Vf. die Herleitung der Vollmacht der Patriarchen von einem Rechtsverzicht der Ortsbischöfe ab. Er versteht das Aufkommen der Triarchie (Rom, Alexandria, Antiochien) kurz nach dem 1. Konzil von Konstantinopel als Teilnahme am römischen Primat, genauer: als *vicaria romani pontificis*. Diese Vermutung wird auch durch die Verbindung Petrus-Antiochien gestützt. Steht dahinter auch eine Abwehrhaltung gegenüber Konstantinopel? Im kirchlichen Recht steht der Patriarch über den Metropolit und Bischöfen seines Bereiches, aber gemäß den Normen des von der obersten kirchlichen Autorität gebilligten Rechts (vgl. CCEO can. 55). Diese Bestimmung des CCEO soll keine Fessel der Orientalischen Kirche sein, sondern ist Ausdruck ihres Kirchenverständnisses. Im Hinblick auf die Einladung des Papstes, neue Formen der Ausübung des Primats zu suchen, könnte diese Sicht der Begründung des Patriarchats hilfreich sein.

Der dritte Abschnitt: Né »ritorno« né »Consenso differenziato«, handelt von verschiedenen Unklarheiten, die im ökumenischen Dialog nicht selten heruntergespielt werden.

Der vierte Abschnitt handelt von »möglichen neuen Formen der Ausübung des Primats im Licht von ›Ut unum sint‹«. Johannes Paul II. hob mehrmals anlässlich ökumenischer Treffen hervor, dass die Überzeugung der katholischen Kirche »in Treue zur apostolischen Überlieferung und zum Väterglauben, im Dienst des Bischofs von Rom, dem sichtbaren Zeichen und Garanten der Einheit bewahrt zu haben, für die meisten übrigen Christen eine große Schwierigkeit darstellt«. Der Papst ist sich bewusst, auf den Dienst des Nachfolgers Petri nicht verzichten zu können, bat aber um Vorschläge, wie er sein Amt ausüben solle. Letztlich geht es um die Integration von Vatikanum I und II, von Primat und Kollegialität. Im Einzelnen werden dann verschiedene Vorschläge zur Beteiligung der Bischöfe an der Beratung, zur Bischofssynode, zur Auswahl der Bischöfe und zur Bischofskonferenz gemacht und kritisch beleuchtet.

P. A. Garuti verbindet mit seiner hohen Belesenheit die Gabe, die Probleme schärfer zu beurteilen und zu ordnen als die meisten ökumenischen »Experten« in verschiedenen Kommissionen. Von ihm wünschte sich der Rezensent noch eine Klärung von »orthodoxer Kirche«: Kann man noch von einer einzigen orthodoxen Kirche (der Griechen, Russen, Ukrainer, Kopten) sprechen? Würde eine Vereinigung nicht nur einen Teil mit der katholischen Kirche verbinden, d.h. wieder zu etwas wie einen Uniatismus führen? Wird eine Einheit zwischen Orthodoxen und Uniarten in der Ukraine

nicht zuerst eine offene Aussprache voraussetzen und treten die katholischen Kommissionsmitglieder nicht zu leise auf? Dem Rezensenten scheint die Zeit für einen Erfolg versprechenden Dialog nicht reif zu sein; auch überzeugt ihn die These mancher Ökumeniker nicht, dass der Uniatismus überholt sei. Der Abstand zwischen Katholiken und Anglikanern und Protestanten wird zur Zeit nicht kleiner (siehe: Frauenordination; Homosexuelle als Bischöfe). Die Entwicklung führt hier eher zu einer Läuterung. Die orthodoxe Kirche befindet sich nach dem Niedergang des Kommunismus noch im Stadium der Restauration. Nach 1000 Jahren dogmengeschichtlichem Stillstand (und bei der Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit) werden ihr in einigen Jahren solche Probleme erwachsen, dass sie erst das Petrusamt schätzen lernen wird.

Anton Ziegenaus, Augsburg

Scheffczyk, Leo: *Maria, Crocevia della Fede Cattolica (Collana di Mariologia, Band 1 [CdM 1]), Pregassona (Lugano): EUPress, 2002, 182 S., brosch., ISBN 88-88446-02-8, EUR 20,00.*

Das Verdienst, diese angezeigte Sammlung mariologischer Aufsätze des weithin bekannten Dogmatikers Leo Cardinal Scheffczyk zusammengestellt und ins Italienische übertragen zu haben, kommt Manfred Hauke zu – seit 1993 Professor für Dogmatik an der Facoltà di Teologia in Lugano (Schweiz). Hauke beabsichtigt in Bälde auch eine Gesamtdarstellung der Theologie Scheffczyks vorzulegen. Die vorliegende Veröffentlichung ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: 1. es stellt sich damit eine neue Theologische Reihe vor: »Collana di Mariologia« und 2. erstmals erscheint eine Sammlung von Aufsätzen zur Mariologie aus der Feder Scheffczyks auf Italienisch.

1. Collana di Mariologia – eine Neue Theologische Reihe:

Mit dieser Aufsatzsammlung stellt sich zugleich eine äußerst interessante, neue wissenschaftliche Reihe mariologischer Studien vor: »Collana di Mariologia«, der Facoltà di Teologia in Lugano (= FTL). Dort erscheint auch die bereits international vielbeachtete Lehrbuchreihe AMATECA. Auf Seiten 9f beschreibt der Herausgeber, Manfred Hauke, Anliegen und Scopus dieser Reihe. Weitere Werke sind in Planung. Der dritte Band dieser Reihe (Pietro Parrotta, »La Cooperazione di Maria alla Redenzione in Gabriele Maria Roschini«, vgl. unten) ist bereits erschienen.

Für wissenschaftliche Bibliotheken empfiehlt es sich, diese Reihe zu abonnieren; dies zumal der Herausgeber diese Reihe international anlegt und